

Margitta Rosenbaum (Hrsg.)

Mit meinem Gott springe ich über Mauern

Bewegte Biografien
aus dem Osten der Republik

 R. Brockhaus

INHALT

Vorwort	5
<i>Margitta Rosenbaum</i>	
Wohin soll denn die Reise geh'n?	7
<i>Kathrin Möller</i>	
Puzzeln mit Gott	18
<i>Elisabeth Knoth</i>	
Brücken bauen	28
<i>Margitta Rosenbaum</i>	
Mit 40 zum Magisterstudium	39
<i>Annemarie Henker</i>	
Nur kein Fraktionszwang!	49
<i>Jutta Staudt</i>	
Hauptberuf: Mutter	57
<i>Elisabeth Päßler</i>	
Gott hat mir einen Gehilfen an die Seite gegeben	67
<i>Ingrid Ebert</i>	
Immer wieder Afrika	78
<i>Anne-Dorothea Spengler</i>	
Wenn se nich zu zweet gekommen wären	87
<i>Katharina Harder</i>	
Immer ein volles Haus	95
<i>Martina Leubner</i>	
Ich hatte den Schmerz nicht verarbeitet	106
<i>Birgit Förster</i>	

Babyschuhe für das Leben	114
<i>Gudrun Appel</i>	
Gottes Anspruch an mein Leben	122
<i>Katarina Seifert</i>	
Als kleines Rädchen viel bewirkt	130
<i>Erika Brückner</i>	
Schwester Edel – oder wie ein Lebenstraum wahr wurde	138
<i>Edeltraut Hertel</i>	
Die Fronten waren klar	145
<i>Ute Eismann</i>	
»Gute Zeiten – schlechte Zeiten« – Erinnerungen aus Schmerz und Dankbarkeit	154
<i>Antje Rein</i>	

Vorwort

»Darf man denn von ›Ostfrauen‹ sprechen?«, so werde ich oft gefragt. Ich persönlich sage ganz bewusst: Ich bin eine Ostfrau! Damit meine ich zuerst meine geographische Herkunft: Ich bin im Osten Deutschlands aufgewachsen. Selbstverständlich ist damit verbunden, dass ich vom sozialistischen System der DDR geprägt wurde. Aber ich wehre mich dagegen, gleich alle ehemaligen DDR-Bürger in eine ideologische Ecke zu stellen. Die Auseinandersetzung mit diesem Staat hat mich und die Frauen, die in diesem Buch aus ihrem Leben erzählen, zu Persönlichkeiten, zu Originalen unseres Gottes, geformt. DDR-Frauen sind wir schon lange nicht mehr. Das haben wir mit dem Ende des Staates, in dem wir groß geworden sind, abgelegt. Aber unsere Vergangenheit können und wollen wir nicht abstreifen. Da ich fast mein ganzes Berufsleben in der Frauenarbeit tätig bin, habe ich unzählige Frauen kennen gelernt. Wir haben miteinander über Gott und die Welt und vor allem über unser Leben nachgedacht. Was macht sie nun aus – die Ostfrau?

In einer Zeitung las ich vor Jahren: »Die Schwestern aus dem Osten waren irgendwie emanzipiert, aber ganz und gar nicht feministisch geprägt.« Tatsächlich war es für uns zum Beispiel ganz selbstverständlich, berufstätig zu sein. Hausfrau zu sein, das war für uns eine Entscheidung. Bei uns stellte sich nicht die Frage, wie viel Raum der Beruf in unserem Leben einnehmen soll. Wir haben genau überlegt, wie viel ideologischem Einfluss wir unsere Kinder in den Tagesstätten aussetzen wollten. So kann jede der Frauen in diesem Buch eine ganz spezielle Geschichte erzählen. Jede einzelne hat sich bewusst für ein Leben als Christ in einem atheistischen Staat entschieden. Das hat unseren Lebensweg bestimmt. Ich persönlich habe das immer als Vorrecht gesehen. Ich gehöre nicht zu denen, die zurückschauen und sich beklagen. Dankbar schaue ich zurück auf das, was ich mit Gott erleben durfte. Diese Zeit hat meinen Glauben herausgefordert. Sicher habe ich nicht alles richtig gemacht, aber das hat nichts damit zu tun, ob man im Osten oder Westen der Republik groß geworden ist. Man musste sich überlegen, ob man laut sagt, dass man Christ ist. Fällt es

uns heute leicht? Beim Zusammenstellen der Beiträge habe ich mich an eine Geschichte aus der Bibel erinnert. Der Prophet Elia war von Gott beauftragt, sein Volk wieder an Gottes Anspruch zu erinnern. Auf dem Berg Karmel entzündete Gott nur sein Opfer und zeigte so sein Wohlgefallen; die Baalspriester hingegen tanzten vergeblich um das ihre herum – es war wirkungslos. Die Frage nach dem wahren Gott war geklärt. Doch dann lesen wir, wie der müde Elia sich zurückzieht. Dieser Sieg allein hilft ihm nicht. Später begegnet ihm Gott am Berg Horeb. Elia klagt sein Leid: »Ich bin allein übrig geblieben.«

Diesen Eindruck haben wir oft, wenn von den Christen in der DDR die Rede ist. Man meint, es wären nur ein paar einzelne Personen gewesen, die Großartiges vollbrachten. Bei meinen Reisen erlebe ich oft, dass sich im Westen der Republik ganz seltsame, oft sehr einseitige Vorstellungen von uns Christen in der DDR festgesetzt haben. Elia bekommt von Gott eine Antwort. Gott sagt ihm: »Ich will mir 7000 übrig lassen, die ihre Knie nicht vor den Götzen gebeugt haben« (1. Könige 19,18). Beim Lesen dieser Bibelstelle habe ich mich immer gefragt, wer wohl diese 7000 waren? Nichts wird uns von ihnen berichtet. Aber Gott hat schon damals seine Gemeinde vollständig erhalten. Er hat es auch in der DDR getan. In diesem Buch bekommen einige von den 7000 ein Gesicht.

Ich freue mich sehr über alle, die mitgeholfen haben, dass dieses Buch zustande kam. Ein großes Dankeschön besonders an die Frauen, die den Mut hatten, etwas aus ihrem Leben preiszugeben, und sich der Mühe unterzogen haben, es aufzuschreiben! Ich wünsche mir, dass dieses Buch dazu beiträgt, dass Menschen aus Ost und West das Gespräch suchen und sich besser verstehen. Noch mehr wünsche ich mir, dass Menschen Mut fassen, ihren persönlichen Weg mit Gott zu entdecken. Eines ist mir selbst dabei wieder klar geworden: Gott steht zu seinen Leuten. Er lässt keinen allein, der nach ihm fragt. Das schließt Schwierigkeiten nicht aus. Aber seine Macht ist größer als die der Politiker. So wünsche ich mir, dass Sie auf den Seiten dieses Buches Neues entdecken und Altes bewahren und vor allem, dass Ihnen die Größe unseres Gottes neu bewusst wird!

Margitta Rosenbaum

im Februar 2007

► Wohin soll denn die Reise geh'n?

Herr, vielleicht möchtest du ja, dass ich aus der FDJ austrete? Ich will es nicht einfach so tun, aber wenn du es willst, dann mach ich es. Bitte zeige mir, wenn es dein Wille ist!«, So ähnlich betete ich eines Abends mit ungefähr achtzehn Jahren. Ich war eigentlich schon immer Christ, hatte aber auf einer Jugendwoche mein Leben neu in Gottes Hand gegeben und wollte nun verbindlich mit Jesus leben. Ich arbeitete als Facharbeiterin für Schreibtechnik im gleichen Betrieb wie mein Vater. Weil er es wollte, hatte ich damals die Jugendweihe mitgemacht und war auch Mitglied der »Freien Deutschen Jugend« (FDJ). Der Chef meiner Abteilung, in dessen Vorzimmer ich saß, war der SED-Parteileiter dieses Betriebes.

Am nächsten Morgen schlug ich die Herrnhuter Losungen auf und las: »Stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern ändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, damit ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist« (Römer 12,2). So prompt hatte ich nicht mit einer Antwort gerechnet. Mein Herz schlug bis zum Hals, und ich wusste: Kathrin, jetzt bist du dran, jetzt musst du handeln. Ich hatte keine Ahnung, welche Konsequenzen der Austritt aus der FDJ für mich haben würde. Ob ich in dieser Abteilung bleiben konnte, ob ich schikaniert würde oder einfach nur für dumm erklärt? Jedenfalls hatte ich richtig Angst. Mit weichen Knien ging ich den Gang entlang zu dem Zimmer, in dem der FDJ-Sekretär seinen Schreibtisch hatte. Ich betete innerlich und hoffte insgeheim, dass er nicht da wäre. Aber er war da und schwatzte gerade mit einem Kollegen. »Ich ... ich möchte gern aus der FDJ austreten«, trug ich mein Anliegen vor. »So, warum denn?« – »Na ja, ich bin Christ ...« – »Da musst du eine Austrittserklärung schreiben und deinen Ausweis herbringen«, sagte er zu mir, und damit war die Sache erledigt. Ich habe die Sachen abgegeben und nie mehr etwas davon gehört. Das war für mich ein Wunder.

In meiner Freizeit war ich fast ständig in Sachen christliche Jugendarbeit unterwegs, arbeitete in der jungen Gemeinde meiner

Kirchgemeinde mit und engagierte mich überregional in verschiedenen Arbeitsbereichen der evangelischen Jugendarbeit. Dort schlug mein Herz und ich wusste genau, dass ich nicht mein Leben lang in diesem Büro sitzen wollte. Trotzdem war ich nicht ungerne dort, denn ich verstand mich prächtig mit meinen Kollegen. Nur oft gab es einfach nichts zu tun und es tat mir Leid um die schöne Zeit. Mein Chef arbeitete aus gesundheitlichen Gründen lange Zeit nur bis mittags. Dann setzte ich mich am Nachmittag oft in sein Zimmer und übte Gitarre (mit dem Instrument der FDJ, das ich mir auslieh). Dabei habe ich richtig was gelernt!

Im Jugendpfarramt von Karl-Marx-Stadt, meiner Heimatstadt, gab es die Möglichkeit, ein »missionarisches Jahr« zu machen, das heißt, als Praktikantin hauptamtlich in der Jugendarbeit mitzuarbeiten. Das war mein Traum. Ich überlegte auch, ob ich nicht eine Ausbildung für den hauptamtlichen Dienst machen sollte, aber dafür wollte ich gern von Gott eine Berufung haben. Also bewarb ich mich für das missionarische Jahr, allerdings nicht ohne Gegenwind zu spüren. »Wie kannst du so eine gute Stelle aufgeben – du bekommst nur ein Viertel des Gehaltes – was willst du denn danach machen – dort kannst du dann jedenfalls nicht mehr arbeiten – das ist doch ein Abstieg ...!«

Zwischen dem Ende meines Arbeitsvertrages und dem neuen Beginn hatte ich sehr bewusst einen Monat »Leerlauf« gelassen, denn ich hatte permanent den Eindruck, dass ich nicht alles schaffen konnte, was ich gern wollte. Achtzehn Tage Urlaub im Jahr genügte mir bei weitem nicht. Also hab ich diese Urlaubszeit richtig ausgeplant. Zuerst zu einer Rüstzeit, anschließend wollte ich mit Freunden paddeln fahren und dann noch einiges anderes. Als ich von der Rüstzeit zurückkam, hatte ich das Gefühl, dass es besser wäre, zu Hause zu bleiben. Mein Vater war frisch operiert, meine Mutter angeschlagen, und ich hatte überhaupt keine Zeit. Aber ich hatte es ja mit den Leuten ausgemacht und konnte nun, einen Tag vorher, auch nicht mehr zurück. Schließlich müssen ja beim Paddeln immer zwei im Boot sitzen. So ging ich schweren Herzens abends ins Bett und konnte nicht einschlafen. Ich wälzte mich hin und her und betete: »Herr, was soll

ich denn machen? Ich kann hier nicht mehr aussteigen, aber ich glaube, es ist falsch, jetzt wegzufahren. Wenn du möchtest, dass ich hier bleibe, dann richte es bitte so ein, dass noch jemand aussteigt, damit die Zahl wieder gerade ist.« Wir hatten vereinbart, dass ein Freund und eine Freundin mich früh abholen und wir uns mit den anderen in der Nähe von Dresden treffen würden. Also fuhren wir los. Unterwegs sagte meine Freundin: »Übrigens, die Damaris kann nicht mitkommen, die hat sich den Arm gebrochen.« Ich sagte kein Wort mehr bis zum Treffpunkt, dann verabschiedete ich mich und fuhr mit dem Zug nach Hause zurück. Nun hatte ich zwei leere Wochen, und die hat Gott gefüllt. Ich fühlte mich ihm selten so nahe wie in dieser Zeit. An einem Tag fuhr ich mit dem Moped am Krankenhaus vorbei und hatte ganz stark den Eindruck: Du müsstest mal in das Krankenhaus reingehen. Ich fuhr vorbei, aber dieser Eindruck war so stark, dass ich umlenkte und ins Krankenhaus ging. Ich lief umher und wusste nicht, wo ich hinwill. Schließlich machte ich mich wieder auf den Weg nach draußen. In mir stieg die leise Ahnung auf, dass ich hier vielleicht einmal arbeiten sollte.

Im Jugendpfarramtspraktikum lernte ich unglaublich viele junge Leute kennen, auch unterschiedlich ausgerichtete Gruppen. Als pietistisch geprägte Jugendliche mit leicht charismatischem Einschlag war ich schockiert, junge Christen kennenzulernen, die davon überzeugt waren, dass Jesus nicht auferstanden und auch nicht übers Wasser gegangen sei und dass bei der Speisung der Fünftausend die Leute damals ihre Schnitten ausgepackt und geteilt hätten – das sei das eigentliche Wunder gewesen. Ich konnte diese »Glaubens«-haltung überhaupt nicht nachvollziehen, merkte aber, dass man mit den Menschen trotzdem gut auskommen konnte. Die meisten jungen Gemeinden waren allerdings »fromm« und missionarisch, und es machte mir sehr viel Freude, Abende zu gestalten, Bibelarbeiten auszuarbeiten und mit jungen Menschen unterwegs zu sein. Allerdings schwang das ganze Jahr über in mir die Frage mit: Was kommt nach diesem Jahr? Möchte Gott, dass ich eine Ausbildung mache und »Hauptamtliche« werde? Oder was war das mit dem Krankenhaus? Schließlich bewarb ich mich in

diesem Krankenhaus als ungelernete Hilfskraft und kam auf Station 4 – Hautklinik.

Bis dahin kannte ich Krankenhäuser nur von außen und hatte nicht die geringste Ahnung, was auf mich zukam. Am ersten Tag wurde ich in einen blauweißkarierten Kittel eingekleidet – die Kleidung der Putzfrauen. Nach dem Frühstück bekam ich den Auftrag, Staub wischen zu gehen – also mit einem Eimerchen und Lappen die Nachttische und Betten zu putzen. Ich ging in das erste Zimmer und wollte am liebsten gleich wieder rausgehen. Da lagen 13 Männer (so viele Betten hatte dieses Zimmer) nackt auf ihren Laken, denn es war gerade die Zeit, in der sie eingeschmiert wurden. Die Schwestern und Pfleger hatten Gummihandschuhe an und schmierten einen nach dem anderen ein, manche am ganzen Körper, manche nur punktuell. Nach der Prozedur wurden alle in ihr Schmierlaken gewickelt und nach zwanzig bis dreißig Minuten durften sie sich wieder anziehen.

Da nie genug Personal da war, wurde mir gezeigt, wie man Verbände anlegt. Ich lernte, Hände, Beine, Finger, Füße, Arme zu verbinden und Fußpilz zu behandeln – eigentlich alles, was so zu tun war. Offensichtlich stellte ich mich nicht zu dumm an, denn bald war ich auch mit an der Reihe, die Männer einzuschmieren und alle möglichen Aufgaben zu übernehmen. Irgendwann kam der Einwand der Patienten, dass sie von der Putzfrau behandelt würden. Also bekam ich einen anderen Kittel: rosa. Jetzt sah ich aus wie eine Krankenschwester, und von dem Tag an grüßten mich sogar die Ärzte zurück, wenn ich sie grüßte. (Das wurde noch einmal anders, als ich später die Chef- arztsekretärin vertreten sollte und einen weißen Kittel bekam. Jetzt sah ich richtig wichtig aus und wurde Fräulein Markert genannt, die Ärzte kamen auf mich zu und baten mich, Arztberichte zu schreiben! Kleider machen Leute!) Ich wurde Schwester Kathrin genannt und durfte nun auch Spät- und Nachtdienste allein machen.

Die Station 4 wurde auch »Haut und Liebe« genannt, denn außer Hautkrankheiten wurden hier auch Geschlechtskrankheiten behandelt. Die meist sehr jungen Männer lagen in Zimmer sechs, ihre Partnerinnen auf der gegenüberliegenden Frauenstation. Sie trafen sich in der Mitte im Fernsehzimmer. Einmal wurde jemand wegen Syphilis

von der Polizei eingewiesen, und die Stationschwester warnte mich: »Provoziere ihn nicht, der hat schon gegessen, der hat nichts zu verlieren – sieh dich vor!« Über die Hautpatienten hörte ich, dass die meisten von ihnen nicht stationär behandelt werden müssten, wenn sie sich zu Hause selbst ordentlich pflegen und behandeln würden. So lernte ich im Krankenhaus eine »soziale Schicht« kennen, mit der ich sonst überhaupt keine Berührungspunkte hatte.

Wie anders diese Welt war, wurde mir an einem Ostersonntag bewusst. Ich hatte Nachtwache und ging gleich vom Krankenhaus aus zu einem Frühgottesdienst. Nach dem Frühstück zu Hause besuchte ich den Ostergottesdienst und war beglückt über die Osterfreude und die schönen Lieder. Schließlich gönnte ich mir einen Gebetsgottesdienst am Abend, um danach ganz erfüllt wieder in die Nachtwache zu gehen. Dort war die Stimmung alles andere als österlich. Einige waren ja auf Urlaub nach Hause gegangen, aber die Verbliebenen hatten alles andere als gute Laune. Plötzlich stellte sich mir die Frage: »Was nützen dir deine tollen Gottesdienste, die schönen Lieder und das gute Ostergefühl, wenn du den Leuten hier nichts von der Auferstehung des Herrn Jesus erzählen kannst? Die können damit überhaupt nichts anfangen und würden es vielleicht dringender brauchen!« Ich glaubte, ich sei überhaupt nicht in der Lage, diesen Menschen etwas von Jesus zu erzählen, und fühlte mich nicht im Geringsten wie ein echter Christ. Ein einziges Mal habe ich mich getraut, mit einem vielleicht 17-jährigen Jungen am Bett zu beten. Er hatte Neurodermitis, der ganze Körper war mit Ausschlag bedeckt, und er hatte große Sorgen. Er lief in der Nacht stundenlang umher und konnte nicht einschlafen. Schließlich fasste ich mir ein Herz und betete mit ihm, bat um den Frieden Gottes für ihn, und er schlief sofort ein.

Die Stationschwester legte mir nahe, ein Fernstudium zu absolvieren und richtig Krankenschwester zu lernen. Also bewarb ich mich und wurde angenommen, im Herbst 1989 sollte das Studium beginnen. Jedoch stellte ich fest, dass ich mit meinem Dreischichtdienst alle meine ehrenamtlichen Tätigkeiten vernachlässigen musste. Die Schichten waren so unregelmäßig, dass ich keinen Dienst, weder in der jungen Gemeinde noch im Kindergottesdienst und auch nicht

überregional, zusagen konnte. Das machte mich sehr unzufrieden, denn nach wie vor schlug mein Herz für die Jugendarbeit.

Das Jungmännerwerk Sachsen (heute CVJM) plante für Frühjahr 1990 eine dreimonatige Kurzbibelschule für Ehrenamtliche (genannt »Gemeindeftraining«) und ich wusste: Das reizt mich mehr als alles andere. Nach langem Hin und Her sagte ich im Sommer das Studium ab und bewarb mich für das Gemeindeftraining.

Kurz nachdem diese Entscheidung gefallen war, hatte ich einen Unfall mit dem Moped (Splitterfraktur am Ellenbogen) und war mehrere Monate krank, so dass ich das Studium gar nicht hätte beginnen können. Mit dem Arm im Gips nahm ich an den Montagsdemonstrationen teil und war beeindruckt. Den ganzen Sommer über gab es immer wieder Diskussionen über die Ausgereisten – ob sie es nun gut gemacht hatten oder nicht. Ich war jedenfalls der Meinung, dass ich niemals in den Westen gehen würde! »Ich mache dann das Licht aus, wenn alle weg sind!«, verkündete ich immer wieder. Mir waren meine Heimat und meine Freunde viel zu lieb, um ihnen für immer den Rücken zu kehren. Anfang November lag ich wieder im Krankenhaus, um die Schrauben und Drähte aus meinem Ellenbogen entfernen zu lassen. Am 10. November besuchten mich meine Eltern und sprachen ganz aufgeregt davon, dass die Mauer offen sei. Ich wusste nicht, wovon sie sprachen – welche Mauer? Ich war von der Außenwelt abgeschlossen, denn Fernsehen gab es auf dieser Station nicht. Wie für alle Deutschen war auch für mich die nächste Zeit sehr aufregend. In einem völlig überfüllten Zug fuhr ich mit meiner Freundin nach Nürnberg. Ich hatte Briefkontakt zu einem Theologiestudenten, den ich bei einer Ost-West-Begegnung in Berlin kennengelernt hatte. Nun konnte ich ihn endlich auch einmal besuchen. Staunend liefen wir über den Weihnachtsmarkt. Wir verbrachten ein Wochenende zusammen, und mit Tränen in den Augen verabschiedeten wir uns wieder von unseren Freunden. Jeden Tag gab es etwas Neues, alles war im Umbruch.

Aber für mich stand wieder die Frage im Raum: Was werde ich nach dem Gemeindeftraining machen? Eine Freundin hatte mir noch einmal sehr Mut gemacht, mich für den hauptamtlichen Dienst ausbilden zu lassen. Sie meinte, das entspräche meinen Begabungen.

Schließlich entschied ich mich dafür. Nun gab es zwei Möglichkeiten, sich in Ostdeutschland für Kinder- und Jugendarbeit ausbilden zu lassen: das Amalie-Sieveking-Haus in Radebeul und die »Malche« in Bad Freienwalde. Über beide Häuser hatte ich etwas gehört, die Prägung war recht unterschiedlich, und wieder fiel mir die Entscheidung schwer. Im Januar fuhr ich dann zu einer Rüstzeit und sprach mit einem Seelsorger über meine Fragen. Er meinte, jetzt, da die Grenzen offen seien, könne ich ja auch nach Kassel auf die CVJM-Sekretärschule gehen. Mit diesem Satz war meine Entscheidung gefallen. CVJM war für mich etwas Heiliges – CVJM war verboten, aber das Jungmännerwerk hatte immer CVJM-Arbeit gemacht. Und diese Arbeit hatte mich geprägt. Ja, das wollte ich. Im Übrigen, so dachte ich, ist es ja wohl auch egal, ob ich in Dresden studiere oder in Kassel, es ist alles in Deutschland, wir sprechen die gleiche Sprache, wir sind ein Volk ...

Dieses Wissen hatte ich im Kopf, zum Glück, denn mein Empfinden sagte mir in der ersten Zeit etwas ganz anderes. Zunächst gab es ein Interessenten-Wochenende im April 1990. Also fuhr ich vom Gemeindeftraining in der Sächsischen Schweiz aus – wir waren sechzehn junge Menschen auf dieser Rüstzeit und hatten richtig gute Gemeinschaft – nach Kassel. Ich war den ganzen Tag mit dem Zug unterwegs und ziemlich kaputt, als ich ankam. Ich erlebte die Gemeinschaft als absolut kalt und kam mir vor wie ein Fremdkörper. Am Abend ging die Gruppe der Interessenten zum Griechen. Aber ich hatte nur zehn D-Mark, denn die Währungsunion lag noch vor uns. Also hielt ich mich den ganzen Abend an einer Cola fest, obwohl ich nicht arm war – ich hatte nur das falsche Geld. Die Studierende, die mich Interessentin an diesem Wochenende begleitete, hatte sich scheinbar vorgenommen, mir diese Schule auszureden. Sie erzählte mir ständig, wie schrecklich es sei, hier im Wohnheim zu wohnen, dass jeder nur an sich denke und der Unterricht, nun ja. Ganz traurig fuhr ich von diesem Wochenende nach Sachsen zurück, voller schlechter Eindrücke, was die Beziehungen betraf. Aber ich hatte eine Entscheidung getroffen und fühlte mich von Gott geführt, nach Kassel zu gehen.

Also zog ich im August 1990 dorthin. Um ab und zu nach Hause

fahren zu können, kaufte ich mir vorher noch einen Corsa (und war mächtig stolz auf mein Westauto). In der ersten Zeit machten wir hin und wieder Ausflüge, zum Beispiel an den Edersee. Einmal überkam mich im Auto plötzlich ein ganz seltsames Gefühl: »Das sind alles Leute aus dem Westen und du sitzt ganz normal mittendrin!« Wenn wir uns zu den Ost-West-Begegnungen getroffen hatten, waren die »Westler« irgendwie besonders. Wir haben zu ihnen aufgeschaut, sie verehrt, bewundert oder wie auch immer man das nennen soll – als kämen sie von einem anderen Stern, als hätten sie das Leben besser im Griff als wir. Irgendwie fühlten wir uns immer viel kleiner und dümmer, ahnungsloser. Jetzt musste ich mich erst daran gewöhnen, dass sie ganz normale Jugendliche waren und ich auch.

Ich war die Erste und Einzige aus dem Osten an dieser Schule, und das wurde bei jeder Gelegenheit erwähnt. Wann immer Gäste da waren, wurde ich vorgestellt. Bei jedem Thema im Unterricht wurde ich gefragt: »Wie war das denn in der DDR, erzählen Sie doch mal!« Ich habe bestimmt eine Menge erzählt, aber so oft habe ich mich überhaupt nicht verstanden gefühlt. Fragen wie: »Ach, Jugendarbeit, das war doch in der DDR verboten, wie konnten Sie da Jugendarbeit machen?« oder »Hast du nicht ständig in Angst gelebt, verhaftet zu werden?«, machten mir deutlich, welches Bild die Leute hier von der DDR hatten und wie wenig sie verstehen konnten.

Einmal sagte eine Kommilitonin: »Ach, mit dir würde ich gern mal durch die Einkaufsstraßen gehen und dich staunen sehen!« Das hat mich ganz schön verletzt. Ja, ich habe wirklich manchmal gestaunt in den vollen Läden, aber ich habe auch manche Krise bekommen. Beispielsweise im Bastelgeschäft: Ich sollte für irgendjemanden irgendetwas aus dem Bastelladen mitbringen. Ich habe mich umgesehen, mir alles angeschaut und bin dann völlig verstört wieder ins Wohnzimmer gefahren. Mir wurde klar, dass hier alles fertig war, man brauchte es nur noch zusammenzubauen. Für jede Idee gab es eine Vorlage, eine Schablone, eine vorgefertigte perfekte Form. Man brauchte nichts mehr zu erfinden, niemand bastelte mehr mit Klorollen – und wenn, konntest du das niemandem mehr zeigen! Die selbst erfundenen, kreativ gestalteten Basteleien hatten nur noch Müllwert und al-

les, was wir gesammelt und aufbewahrt hatten, konnte nun getrost entsorgt werden. Hier war alles perfekt.

Mehr als einmal machte ich in der ersten Zeit einen Spaziergang zum nahe gelegenen Supermarkt. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, ein paar Kekse zu kaufen, etwas zum Naschen zum Tee. Aber immer bin ich mit leeren Händen zurückgekommen. Wieso war ich nicht in der Lage, etwas zu kaufen? Das Geld war jetzt nicht mehr das Problem. Bis ich es kapiert habe: Das war das Intershop-Syndrom. Ab und zu hatten wir früher etwas Westgeld bekommen. Dann sind wir mit dem 10-DM-Schein in den Intershop gegangen, haben uns alles angesehen und sind wieder gegangen. Das Geld war zu wertvoll, um es für ein paar Kekse oder Süßigkeiten auszugeben. Es wurde gespart, bis es für eine Hose oder etwas Ähnliches gereicht hat. Nachdem mir dieser Zusammenhang aufgegangen war, konnte ich auch Kekse kaufen.

Schließlich rückte der 3. Oktober 1990 heran. Einige Mitstudierende fuhren noch einmal schnell nach Eisenach, damit sie sagen konnten: Ich bin mal in der DDR gewesen. Und ich wurde immer wieder gefragt: »Na, freust du dich? Das ist doch bestimmt ein ganz großer Tag für dich? Was machst du am Tag der Wiedervereinigung?« Ich war total verwirrt und wusste gar nicht, was ich fühlen durfte. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass mein Zuhause verändert, umgestaltet wird, und ich bin nicht dabei. Natürlich freute ich mich über das alles, über die Freiheit, in Kassel studieren und mit den Leuten ganz normal zusammen sein zu können. Trotzdem war ich tieftraurig, ohne es wirklich begründen zu können. Vielleicht fühlte ich mich einfach nur allein, vielleicht trauerte ich auch, weil nichts mehr so sein würde wie früher? Also ging ich an diesem Tag allein auf einen Berg, um zu beten und zu weinen, während die anderen feierten.

Im Rückblick muss ich sagen, dass ich in Kassel eine tolle Zeit erlebte, auch wenn die ersten Wochen nicht leicht waren. Ich teilte das Zimmer mit einer lieben Freundin aus Westfalen, wir hatten jede Menge Spaß und beim gemeinsamen Beten waren wir wie Schwestern. Im Juli 1993 wurde ich als Jugendwartin in den Kirchenbezirk Kamenz (Sachsen) ausgesandt und nahm mir noch einen Wessi mit, der mich ein Jahr später heiratete. Inzwischen haben wir – als die per-

sonifizierte deutsche Einheit – drei wunderbare Kinder (Max ist heute zehn, Luise acht und Jakob sechs Jahre alt) und sind immer noch im Kirchenbezirk Kamenz.

Es war gar nicht so leicht, in Sachsen mit dieser »Westausbildung« eine Anstellung zu finden. Aber es gab einen Landesjugendwart und zwei engagierte Pfarrer, die sich für unsere Anstellung einsetzten. Ich wurde Bezirksjugendwartin, und Dirk – mein Beutesachse – arbeitete in Dresden Neustadt in der offenen Kinder- und Jugendarbeit, also mit Straßenkindern. Nach drei Jahren Dienst kam unser erstes Kind Max, und wir überlegten intensiv, ob wir gemeinsam nach Dresden gehen und Dirk seine Arbeit weitermacht oder ob er meine Arbeit übernimmt. Wir entschieden uns für Letzteres. Dirk übernahm die Vertretung für die Dauer der Erziehungszeit unserer drei Kinder. Zwischendurch war ich eine Zeit lang zu 25 Prozent für Verwaltungstätigkeiten in der Jugendarbeit angestellt. Dann studierte Dirk berufsbegleitend und war zu einem Drittel freigestellt. Dieses Drittel übernahm ich. Nach Beendigung des Studiums und der Erziehungszeit teilten wir die Anstellung, so dass Dirk zu achtzig Prozent angestellt war und ich zu zwanzig.

In der ganzen Zeit, ob angestellt oder nicht, war ich in die Jugendarbeit involviert, denn sie fand zum großen Teil bei uns zu Hause statt. Mit Max war ich noch auf Freizeiten und Mitarbeiterkreisen dabei. Mit Luise reduzierten sich die Außendienste etwas, doch auf den Freizeiten konnte ich immer noch für die Küche sorgen. Und nach Jakobs Geburt war ich nur noch zu einzelnen Diensten unterwegs, arbeitete aber zu Hause, sozusagen im Hintergrund, am Computer oder Telefon. Unsere Kinder genießen es auch heute noch, auf Jugendfreizeiten dabei zu sein. Sie sind sehr offen und kontaktfreudig. In diesem Sommer zum Beispiel waren wir alle zusammen mit achtzig Jugendlichen in einem Abenteuercamp in Südschweden. Außerdem waren Dirks Eltern mitgekommen, die sich mit um die Kinder kümmerten.

Lange Zeit empfand ich es als großes Vorrecht, als Familie diese Arbeit in einer solchen Freiheit zu tun, zu Hause zu sein und doch auch angestellt, bei den Kindern und doch auch mit Jugendlichen unterwegs. Allerdings ist es auch nicht immer einfach, mit dem Kol-

legen verheiratet zu sein und die beruflichen Fragen und Reibereien mit nach Hause zu bringen. Das hat unserer Ehe nicht immer nur gutgetan.

Im vergangenen Jahr begann ich eine Seelsorge-Ausbildung. Das war eine Gelegenheit, mich noch einmal intensiv mit meinem Leben, meinen Verletzungen und Chancen auseinanderzusetzen. Schließlich beschloss ich in diesem Jahr, mein hauptamtliches Engagement in der Jugendarbeit niederzulegen und eine Auszeit zu nehmen. Ich habe keine Ahnung, wie lang diese Zeit sein wird und was danach kommt: vielleicht ein stärkerer Akzent in der Seelsorgearbeit, vielleicht auch einfach nur mehr Zeit und Energie für die Ehe und die Kinder. Auf jeden Fall wird Gott zur rechten Zeit für mich eine passende Aufgabe haben und mich versorgen.

Eben halte ich den Auflösungsvertrag meines Arbeitsvertrages in der Hand – meine Zeit in der Jugendarbeit ist abgelaufen, und ich bin gespannt, wie Gott die nächsten Jahre meines Lebens gestalten wird. ◀

Kathrin Möller wurde 1965 in Karl-Marx-Stadt geboren und lebt heute mit Mann Dirk und drei Kindern im Alter von sechs, acht und zehn Jahren in Höckendorf nicht weit von Dresden.